

(Nachdruck verboten.)

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Die Stirn des Mädchens war niedrig, breit und kaffeebraun; das spöttische Mienspiel machte das Gesicht nahezu abstoßend . . . spitze Ellenbogen und Schultern . . . der Rücken, geduckt, wie sie den Nacken hielt, halb hohl . . . die Gestalt schmal und mager! Und doch war sie so, daß sie seine Neugierde mehr und mehr reizte, so daß er nur sie ansehen konnte.

Unwillkürlich begab er sich nach dem Platze, wo sie jedesmal stehen bleiben mußte, und hörte nicht auf, ihr Umgang auf Umgang, Tanz auf Tanz mit den Blicken zu folgen . . . Hier stürmte zu viel Neues auf ihn ein.

Ja, Schottisch, das konnte sie! und er auch, der schwarze Steuermann vom Gang draußen, mit dem sie tanzte! — Das ging so flott, so glatt und leicht! Ihr Wieder war über das Leinwand hinaufgeglitten, sie war schmal und ohne Hüften wie ein Kalb.

Sie schien auch nicht unempfindlich für sein unermüdliches Betrachten und Anschauen. Ein Blick des Wiedererkennens, den sie ihm zusendete, machte ihn erröten, und als sie wieder vorbeikam, nickte sie ihm zu.

Nejers künstlich gravitätische Miene war weg; die bitteren Gedanken, von welchen er eben noch das Herz ganz voll gehabt, sie waren verschwunden wie Rauch.

Während der Tanz einen Moment pausierte, sah er das Paar in die Nähe des beleidigten Handlungs-kommiss kommen. Scheinbar unabsichtlich blies dieser seine kurze Pfeife aus, so daß die Tabaksasche dem Steuermann ins Gesicht und an die Brust flog. Dieser pustete und spuckte und wollte rasend werden, befehlt aber nicht Zeit dazu, denn nun kam ihre Tour und das Mädchen zog ihn zum Tanze fort.

Des Steuermanns Füße walzten nicht weniger lebhaft als vorher; der Ausdruck aber, mit dem er einmal nach dem andermal den Kommiss anschaute, zeigte eine ganz andre Stimmung. Er war vollständig entschlossen, die ihm erwiesene Aufmerksamkeit heimzuzahlen, und es schien, als würden die beiden aneinander geraten, was das Mädchen aber zu verhindern suchte. Die schwarzen Rabenaugen sprühten über den Arm des Steuermanns hinweg vor Zorn und Aerger, so oft sie an dem andern vorbeifegten.

Plötzlich warf der Kommiss dem Steuermann seine Mühe zwischen die Beine. Derselbe glitt aus und suchte vergeblich wieder aufzustehen; der Kommiss hatte sich auf ihn geworfen . . . Lärm, Geschrei, Stampfen und dichtes Zusammendrängen . . . Wie es sich zeigte, hatte der Kommiss selber; es waren drei gegen einen und mitten im Tumult die Fischmagd, welche behende wie ein Gassenjunge daran arbeitete, den Steuermann zu befreien.

Wer ihr beibrang, war niemand anders als Nejer. Er faßte den taumelnden Seemann am Kragen seiner Pezjacke mit einem kräftigen Griffe, wie er ihn selbst im dunklen Gang draußen zu kosten gekriegt, und gab dem Steuermann einen Schwung, der ihn mit einer gewissen Beschleunigung den vollgedichteten Ring um sich herum durchbrechen ließ. Der Ring schloß sich hinter ihm und die Prügelei war im Keime erstickt.

Das Gelächter und die allgemeine Zufriedenheit sagten Nejer, daß er als Gegenstand aufrichtigen Beifalls, als eine Art von Sieger, dastand.

Er sah, wie die Fischmagd sich durch die Menge drängte; das Tuch war ganz über den Kopf hinuntergeschoben, so daß das Haar gleichsam nach vorn schäumte, während sie sich ab und zu nach dem Kommiss umschaute; ihre Augen schossen blaueschwarze Blitze. In der Thür nickte sie Nejer zu, der in aufgeregter Stimmung und ziemlich verwirrt darüber, daß er plötzlich so mitten hineingeraten war, zurückblieb. Er hatte ja nahezu wie ein Mann Partei ergriffen.

Dort auf der angekreideten Lonne verkaufte man Gläschen mit Schnaps. Ringsum lärmten Burschen mit rotem Gesicht, den Tabakwickel zwischen den Zähnen.

Nejer zog seinen kupfernen Doppelschilling heraus, goß männlich ein Glas durch die Kefle und eilte hinaus, heim in

das enge Loch von einer Logierhütte, wo er seinen Dritt-anteil eines Bettes benötigte, um die Begebenheiten des Abends zu überdenken; er war allzu hoch gestimmt, um zu schlafen.

Auf den Schären unter all den Teerjaken herum zu schlendern, welche in Wind und Wetter hier Ausguck hielten, dies wurde auf die Länge der Zeit doch langweilig. Auch schweiften Nejers Blicke unleugbar häufiger auf die andre Seite des Hafens zum Backhaus hinüber als hinaus zum Hering. Er hatte bemerkt, daß die Fischmagd öfters auf dem Backhausboden stand und nach dem Platz hinüber sah, wo sein Boot lag. Gewiß wunderte sie sich über ihn! So ein Stück, wie er es mit dem Steuermann aufgeführt, das hatte sie wohl nicht für möglich gehalten! Aber sie hatte auch keinen rechten Begriff, was für Leute die Kaffordinge waren!

Noch kein Hering — nichts zu thun!

So standen sie denn, Heringseinsulzerinnen und andre Frauenzimmer, alte und junge, draußen beim Strahn oder in Lee der Backhauswand und faulenzten und plauderten, während allerlei Leute von den Fahrzeugen unten bei der Landungsbrücke im Bedürfnis nach Bewegung umhergingen, -trampelten, -stampften und Kaffee kauften. Nejer konnte sich nicht enthalten, auch hier und da sich etwas drüben zu schaffen zu machen; aber zu nahe kommen, bedeutete ebenso viel wie Spießruten laufen zwischen einer förmlichen Sündflut von mehr oder minder witzigen Bemerkungen über den „Innerfjording“.

Um die Höferinnen, welche in viele Schichten von Oberleibern eingepackt, mit blaugefrorenen Fingern dasaßen, strickten und Kaffee verkauften, standen immer Hausen junger Seeleute oder häuerlicher Fischer, und mitten unter ihnen sah Nejer die Ausweiderin, welche plauderte und neckte; oder aber sie sah mit ihren langen Beinen müßig auf einer leeren Heringstonne und baumelte der Kälte wegen mit den Fersen. Immer gab es Lachen und Lustigkeit um sie herum.

Das Wetter hatte sich plötzlich aufgeklärt, den Nebel in silberschimmernde Baumwollsegen zerrissen und durch die Wolken einzelne Oeffnungen in den blauen, tiefen Himmelsgrund hinein gebrochen. Es schien kalt werden zu wollen, und der Wind wehte von Osten her.

Die rasche Wetterveränderung hatte neue Thätigkeit, neue Bewegung, neue Hoffnung erregt.

Es wimmelte von Leben auf den Schären, den Fahrzeugen und überall auf dem Land. Man stand scharenweise beisammen und redete und traktierte einander unten am Strand bei den Booten, sowie oben bei den Buden und Häusern; die Brauntweinflasche und die Tabakrolle gingen um. Man sprach von den Wetterneigigkeiten, erwog die Aussichten, welche das gab, den Einfluß des Umschlags auf das Einstromen des Herings und Hunderte von Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, die nun zu ventilieren waren. . . . Erst mit diesem Wetter würde der Hering kommen!

Windstille und Nachmittagssonne auf den nassen Schären . . . Kein Regentropfen mehr! Es war ein plötzlich eingebrochener Festtag!

Nejer bemerkte ein Boot, das, von Frauenzimmern gelenkt, nach jener Hafensstelle kam, wo sein Boot lag. . . . Lärmend und einander puffend gingen sie über den Holm zur Bucht auf der andren Seite hin, in welcher einige größere Fahrzeuge lagen. Nur die Fischmagd blieb einen Augenblick zurück und kam zu dem halb herausgezogenen Kirchenboot herab, bei welchem Zuhl stand.

„Du, Kaffording,“ begann sie in etwas hastiger Manier, „heute abend tanzen wir den Hering ein! Du kommst doch?“

Sie stellte sich ganz nahe an den Steben, und die Augen suchten rasch im Boote herum, als wollte sie sich in Eile alles merken, was drinnen war; einen Moment zögerte ihr Blick bei der Kiste mit dem angesteckten Schlüssel, dann fiel er auf Nejer:

„Die schwere Silberkette, die Du an der Weste hast . . . brauchst Du sie, um das Boot anzulegen? — Als Dregg-kette?“ begann sie schelmisch. „Ach, laß mich sie angreifen!“

*) Dregg ist ein kleiner, drei- oder mehrarmiger Anker, besonders Bootsanker.

Sie bewunderte dieselbe sehr und ließ sie wiederholt durch ihre Finger gleiten, welche an der Außenseite eine weiße Narbe zeigten, — wohl von einem Schnitt mit dem Weidmesser.

„Ja, wenn die Leute reich sind,“ seufzte sie, „da gehen sie in Weiberstaat — ich muß mein Taschmesser an einer Spagatknur tragen!“

Er bemerkte, daß sie eine solche Schnur um den Hals trug, die sich dann im Umhängetuch verlor. Da Nejer sein hartnäckiges Schweigen beibehielt, brach sie plötzlich ab und fragte:

„Hast Du den Steuermann gesehen?“

„Nein.“

„Er ist auf dem „Resolut“ von Skudsnäs. Es war hübsch von Dir, daß Du ihm halfst, — geschickter, als ich Dir's zutraute!“

„A — ah, ein Laffjording!“

„Er heißt Lind und liegt vor Bergen; er ist Untersteuermann. Also hast Du ihn nicht gesehen?“ — Sie lachte höhrend: „Um ihn zu sehen, rennen die Mädchen heute alle in die Matrosenbucht! Ich — nicht!“

Nein, das hatte Nejer sich selbst gedacht . . .

„Aber er ist auch der beste Tänzer auf der ganzen Platte in Bergen, obgleich dorthin Seelente von der ganzen Welt kommen.“

Nejer gab die Wichtigkeit dieser Bemerkung mit einer gewissen Miene von Erfahrenheit zu, obwohl die Bedeutung des Wortes „Platte“ nur ganz dunkel seinem Begriffsvermögen vorschwebte.

Sie setzte sich auf den Kelling*), welche sich ein wenig über den Strand erhob und fuhr fort:

„Wenn Du hingehst und ihn bittest, so kommt er Dir zulieb heute abend ins Badhaus, denn Du standest ihm ja bei . . . Es waren viele über ihm; ich konnte am Tage darauf kein Gelenk rühren, — nur vom Abwehren!“ — Sie machte eine entsprechende Bewegung mit dem mageren, dünnen Arm und warf den Kopf zurück, als sie wieder fortfuhr: „Denn bin ich auch ein armes Mädchen, so habe ich doch so viel Ehre in mir, daß ich es nicht mache wie die andren und hingehe und ihn zum Tanz herrufe. Meinethalben kann er thun, was er will; ich suche ihn nicht! Das magst Du ihm sagen, wenn Du willst . . . Wegen des Commis darfst Du ganz ruhig sein; ich tanze keinen Schritt mit ihm.“

Nejer machte sein gefektestes Gesicht; er fühlte sich in hohem Grade geschmeichelt, daß sie sich ihm derart anvertraute, ja, es wurde ihm ganz weich ums Herz, daß sie ihn so genau kannte! Er nickte und warf dabei aus den hellblauen Augen einen schlauen Blick der Zustimmung nach den Mastkopps in der Matrosenbucht und fragte dann in vertraulich leisem Ton, wie einer, der nun eines Freundes Recht in Anspruch nehmen darf:

„Warum bist Du auf den Commis so böse? — Was hat er Dir gethan?“

„Mir gethan? — Er?“ — Sie slog wie ein angezündetes Pulver auf. — „O, der meint, so ein Gewürm wie mich kann er niedertreten wie Fischgedärm! Ich weiß schon, was er zu Kirsten Briskling sagte, so laut, daß alle es hörten, — zu der mit der blauen Fransensacke, die so steif tanzt, — daß ich bei jeder Auktion zwischen Bunken und Smörshavn zu finden sei! Da sollte er doch, so sein, wie er ist, sich für zu gut halten, um mit einer Landstreicherin, wie ich's bin, zu tanzen! Und sollte nicht so hart dreinfahren, weil ich mich ein bißel mit dem Steuermann drehe, den er nicht mag!“

Das war ein Mienenspiel, das waren Gesten und Bewegungen mit den Schultern, dem Körper, den Armen!

Während die sprühenden Augen und die hurtige Zunge des Mädchens unter einem Strom von Worten für die innere Erbitterung stets neuen Ausdruck fanden, versuchte Nejer die Frage, welche er gestellt, und die das gemüthliche Gespräch, das sie begonnen hatten, ganz zerstören mußte! Er suchte die Zornige durch ein ebenso warmes als prahlerisches: „Ah, laß ihn nur kommen; sind wir zu zweien, so hauen wir ihn!“ zu beruhigen.

Allein die schmale Gestalt mit dem Tuch und dem grünen Kittel machte gleichsam einen Nagelbündel, und indem das braune Gesicht mit den schwarzen Haarzotteln eine ganze Reihe weißer Zähne wies, brach sie zungenfertig in die Worte aus:

„. . . Und dann hat er mit einem Spiznamen auf-

gebracht . . . nannte mich eine . . . sagte, ich stamme von Landstreichern, von Zigeunervolk! Aber das lügt er, denn ich bin draußen in Strudshavn geboren und mein Vater war in Nöraas ein ehrlicher Klemperer; dafür habe ich vom Pastor ein Zeugnis . . .“

„Stina! Schwarze Stina!“ riefen und winkten ein paar ihrer Gefährtinnen, welche droben bei der Signalfänge standen, eifrig ihr zu; sie waren umgekehrt, um sie zu suchen . . . „Schwarze Stina! — ho!“

„Ja, ja — ich komme schon!“ rief sie mit durchdringend klarer Stimme durch die hohlen Hände und ließ davon, ohne sich Zeit zu lassen, von Nejer Abschied zu nehmen.

Wie ein Blitz durchzuckte es Nejer: eine Zigeunerin! — Das ärgste, was man in Laffjord daheim einem Menschen nachzujagen wußte!

(Fortsetzung folgt.)

Stahl und Stein.

(Neue Freie Volksbühne.)

Der Bürgermeister Eisner ist ein kerniger, kräftiger Bauer, eine breitschultrige starke Gestalt, an der man seine Freude haben kann. Es steckt ohne Zweifel viel Tüchtigkeit in ihm, viel Ernst, viel Wollen, viel Energie des Wesens. Gleichzeitig aber hat er in hohem Maße die Fehler, die jene Vorzüge so oft zu begleiten pflegen. Seine Kraft greift mitunter über die erlaubten Grenzen hinaus und wird zur Gewaltthätigkeit; seine Tüchtigkeit ist von dem Wahn begleitet, daß nur er allein tüchtig sei. Die Andersdenkenden und Andershandelnden erkennt er nicht an, er sieht in ihnen nur schlaffe, leichtfertige Gestalten, die sich seiner Tüchtigkeit, d. h. im letzten Grunde, die sich ihm unterwerfen müssen. Sein Ernst ist nicht mit Milde gepaart, es ist ein finsterner, starrer Ernst, der häufig von Lieblosigkeit begleitet wird. Ohne Zweifel ist er nicht ohne Rechtsgefühl, oder sagen wir besser: nicht ohne einen bestimmten, herrischen Rechtsbegriff. Nur hat er diesen Begriff gänzlich von sich selbst und seinem eignen Thun abstrahiert. Was er thut, ist eben recht und dieses Recht muß mit eiserner Strenge durchgeführt werden. Rücksichten der Billigkeit kennt er nicht. So erfüllt seine kraftvolle Redensart zwar mit Achtung, mit Sympathie, gleichzeitig aber mit Illusion und Furcht. Wenn sich seinem herrischen Anspruch ein anderer, gleich harter entgegenstellt, muß es zur Katastrophe kommen. Der alte, finstere Murrian birgt die Möglichkeit tragischer Konflikte in sich. Wenn er — der Stahl — auf einen Stein trifft, muß es Funken geben, und dann ist es nicht ausgeschlossen, daß der eine oder andere von ihnen einen Brand entfacht.

Dieser harte Eisner also ist nun Bürgermeister geworden und will naturgemäß ein strenges Regiment beginnen. Daß er bis auf die Knochen konservativ ist, versteht sich bei einem Bauern seines Schlages von selbst. Wir geben dabei dem Wort nicht den Parteilichkeit, den es sonst in der politischen Debatte hat. Wir verstehen unter konservativ einfach den Respekt, die Ehrfurcht vor dem Herkommen. So war's, so soll es bleiben. So hat es mein Vater gehalten, so hielt es mein Großvater, so will auch ich's machen. Das sind Sätze, die dem Bauern im allgemeinen nahe liegen. Freilich nur im allgemeinen. In Dänemark beispielsweise haben die Bauern im letzten Menschenalter das ganze Land in segensreicher Weise revolutioniert — eine Revolution, die soeben durch die Verfassung eines radikalen Ministeriums ihren Abschluß gefunden hat. Kommt die Masse der Bauernschaft einmal in Bewegung, dann verfolgt sie ihr Fortschrittsideal auch mit derselben Zähigkeit, mit der sie sonst am Hergebrachten hing. Der Bürgermeister Eisner ist nun freilich von keinem Fortschrittsideal gepackt. Die Armut ist von Gott über die Armen verhängt und der Reichtum ist gleichfalls von Gott ausgeteilt. Für die Arbeit soll soviel gezahlt werden, als erfahrungsgemäß notwendig ist, um in christlicher Zuht zu leben, — wenn dabei die christliche Zuht und der Vorteil des Bauern Hand in Hand gehen, so ist das eben gleichfalls Gottes Wille. Von falscher Sentimentalität ist dieser Bauer frei. Natürlich hält er auch auf strenges Kirchenregiment. Er will „die Bub'n und Menschen in d' Kirchen h'neinzwingen“. Der Geistliche, ein milder Herr, meint freilich, ihm wäre es lieber, wenn die „Bub'n und Menschen“ die verschlossene Thür sprengten, um hineinzukommen. An diesen idealen Zustand aber glaubt der Bauer nicht, und so muß der Zwang an seine Stelle treten. Die „wilben“ Liebesverhältnisse, die unter den Armen des Dorfes üblich sind, müssen gesprengt werden — sie zeugen nur Bettler und Vagabunden. Es ist, wie man sieht, ein menschenfreundliches Programm, das der neue Bürgermeister durchführen will.

Nun stellt sich ihm aber gleich zu Anfang ein Mensch hindernd in den Weg — das ist der „Einjam“, ein Mensch, der fern von der Gemeinde in einer wilden Höhle haust und nur unter Menschen erscheint, wenn er sich etwas Proviant durch Tagelöhnerarbeit verdienen muß. Es ist ein verschlossener finsterner Busch, der einmal im Jörn einen Menschen erschlagen hat und seitdem die Gemeinschaft der Menschen meidet. Er ist von umehlicher Geburt, seinen Vater kennt er nicht. Seine Mutter hat ihn nach Kräften

*) Kelling ist das oberste Geländer um das Schiff herum.

brav erzogen, hat ihn aber in verzeihlicher Schwäche über die wirkliche Natur seiner Abstammung im Unklaren gelassen. Auf dem Tanzboden, grad als er mit einer hübschen Dirne zum Tanz angetreten will, nennt ihn jemand einen „Bankerl“. Er gerät in Born, die Nähe des Mädchens und das Gelächter der Leute schüren den Born, — so greift er zum Messer, um die vermeintliche Lüge zu rächen. Sein Gegner stürzt tot zu Boden, und er selbst muß in die Strafanstalt wandern. Als er wieder herauskommt, zieht er sich von den Menschen zurück, wie wir geschildert haben.

An diesem „Einsam“ nun will der neue Bürgermeister seine Kraft erproben. Einen Menschen, der nie in die Kirche geht und von dem überdies allerlei beunruhigende Gerüchte umgehen, könne Eisner nicht dulden. Er giebt ja der ganzen Gemeinde ein schlechtes Beispiel. Als der „Einsam“ von dem neuen Bürgermeister und seinem Plan hört, ruft er spöttisch aus: „Was kümmert mich enger Bürgermeister? Oben in meiner Festschule kenn ich, wie Ioan Kirch, a Ioan G'moan nit und was 's neu Regiment angeht — wam's nur Eng taugt, mir kann's gleich sein, ob alt oder neu, ob der Och's im Joch oder im Krummet geht. Nur geg'n mich darf sich Ioan's z'viel herausnehmen, 's löm't übel auszugehen. Hü't's Eng, hü't sich jeder, der 'n Einsam noch nit kenn't.“

Es geht übel aus. Der „Einsam“ ist aus hartem Holz geschnitten. Wie die Landjäger ihn mit Gewalt herunterholen wollen, greift er zur Wäpfe und verwundet den einen Jäger am Schenkel. Der andre greift darauf auch zur Waffe und streckt den „Einsam“ nieder.

Hier muß eingeflochten werden, daß der Eisner an einer alten Schuld trägt. Er hat einen unehelichen Sohn, den er der rauhen Welt hilflos überlassen hat und den er jetzt überall sucht, um die Schuld an ihm zu sühnen. Der auf den Tod getroffene „Einsam“ wird in sein Haus getragen und es stellt sich heraus, daß eben er der gesuchte Sohn ist. In einer erschütternden Schlussszene bricht der harte Mann zusammen. Nicht in der gelegentlich etwas romantischen Fabel, in diesem Verhältnis von Vater und Sohn, liegt der große Wert der Dichtung. Diese beiden Naturen waren einander ähnlich, jeder war innerhalb seiner Sphäre von derselben herrischen Art. Sie mußten sich vernichten, eben weil sie einander so nahe standen. Ihr Schicksal ist tragisch.

Das Verdienst der „Neuen Freien Volksbühne“ um Angengruher kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden, leider war die Aufführung schlecht. Herr Kober, der den Eisner spielte, war unter aller Kritik. Er ließ die Gestalt Angengrubers auch nicht einmal ahnen, geschweige denn, daß er sie wiedergegeben hätte. Im ersten Akt war er überdies in standalöser Weise vom Souffleurkasten abhängig. Die Regie kann aus Herrn Kober natürlich keinen guten Darsteller des Eisner machen; aber sie sollte wenigstens darauf halten, daß er einigermassen lernt. Wenn das nicht möglich ist, muß man ihn einfach gehen lassen — verloren ist so wie so an ihm nicht viel. Uebrigens hielten es auch andre Herrschaften für angebracht, ihre Rollen nicht zu können. In einer Ensemblescene trat das mit besonders peinlicher Deutlichkeit hervor. Wir wollen uns gern mit unzulänglichen Aufführungen zufrieden geben, aber lotterige Schmierarbeit lehnen wir ab. Von einer Leistung kann einzig und allein bei Herrn Junfelder die Rede sein, der als Einsam den Intentionen des Dichters gerecht wurde. Er hat vor seiner Thätigkeit offenbar Respekt — einen Respekt, den Dilettanten und abgetaktete Routiniers niemals begreifen werden. —

Erich Schlaifer.

Kleines Feuilleton.

dg. In schlafloser Nacht. Es ist ein schlechtes Bohnen in diesen Berliner Häusern, ihre Wände sind gar zu dünn. Jeden Laut hört man durch die dünnen Wände, Lachen und Weinen; es klingt alles durch. Von früh bis spät ist keine Ruhe darin, nicht einmal nachts.

Heute ist es wieder besonders schlimm; ganz unmöglich, daß ich einschlafen kann. Ich liege wach und wälze mich hin und her. Freudivo jammert ein kleines Kind, daneben rasselt eine Nähmaschine, das macht die Witwe oben über mir, die näht fast jede Nacht. Uebrigens ist dieses Rasseln noch nicht das schlimmste. Eigentlich hat es ein angenehmes Geräusch, so ein stilles, eintöniges Surren, das mehr beruhigt als stört, es läßt sich ganz gut träumen dabei, wenn man nicht selbst auf die tanzende Nadel sehen muß. Ob die alte Frau nicht schläfrig wird? Wir fallen schon die Augen zu.

Aber jetzt tönt der Husten wieder. Dieser Husten scheint einen aus dem schönsten Traum auf; durch Marx und Wein geht er. Es ist so ein beängstigender Ton darin, ein heiseres Pfeifen und Wellen.

Wirklich ein häßlicher Husten, er erweckt unangenehme Gedanken.

Wer hustet eigentlich da oben?

Von links her tönt es, da liegt eine kleine Kammer neben der Küche, in der muß es sein. Wer wohnt denn da? Laß mal nachdenken: der Schlosser mit den vier Kindern? Nein, die haben die rechte Seite, aber — ach ja, jetzt hab ich's, der kleine blasse, blonde Mensch, der Sohn der Alten mit der Nähmaschine, er begegnet mir manchmal auf der Treppe. Sie haben das Vorderzimmer

vermietet, die Mutter arbeitet in der Küche, der Junge wird die Kammer haben; der ist es, der muß es sein.

Er sieht auch so jammervoll elend aus.

Und ich erinnere mich, sie sprachen neulich am Stammtisch von ihm. Der Schlosser sprach von ihm. Er ist Schreiber bei einem Rechtsanwält. Er ist nicht mehr so jung, wie er aussteht. Schon an die dreißig und darüber; das jugendhafte Aussehen kommt nur von der Magerkeit.

Mager ist er allerdings, Haut und Knochen. Der Schlosser sagt, er hätte die Schwindfucht. Darum auch der Husten.

Der Schlosser sagt, er hätte nur vierzig Mark Gehalt im Monat und dafür muß er schreiben von morgens acht bis abends sieben Uhr, die zwei Mittagsstunden abgerechnet. Armseliges Dasein!

Vierzig Mark im Monat! Vierzig Mark! Und er muß noch für seine Mutter sorgen! Der Schlosser meint, er hätte seine Krankheit von der schlechten Nahrung und von der schrecklichen Luft in den Schreiberstuben. Er hätte sich besser pflegen sollen, nicht bloß alle Tage Salzkartoffeln oder Kaffee und Schmalzbrot, und alle Tage in den Wald gehen hätt' er sollen, dann wär' es nicht so schlimm geworden.

Das hat der Arzt gesagt, meinte der Schlosser. Ein kluger Arzt, im Ernst ein sehr kluger Arzt. Kann man etwas anderes essen als Salzkartoffeln, wenn man vierzig Mark hat im Monat? Kann man in den Wald gehen alle Tage, wenn man Schreiber ist, Schreiber bei einem Rechtsanwält?

Aber der Rechtsanwält! Besser noch einmal, der Rechtsanwält! Muß mir der nun auch noch einfallen in der Nacht? Gestern hat der Rechtsanwält mir seine Rechnung geschickt. Fünfundvierzig Mark soll ich zahlen. Wenn ich nur erst wüßte, wovon und wie?

Fünfundvierzig Mark! Nein, nicht denken jetzt, sonst schläft man überhaupt nicht ein. Aber doch fünfundvierzig Mark. Wenn ich die Summe erst verstünde. Stimmen wird sie schon, es ist ja alles Einzelne gebucht.

Da ist der Vergleich, der kostet zwanzig Mark. Der Vergleich? Ja, ich entsinne mich, das war damals, als ich das erste Mal hinging. Der junge Bureauensch setzte ein Schriftstück auf, daß ich die Schuld in Raten zahlen wolle. Zehn Zeilen umfaßte das Ganze. Und dafür zwanzig Mark!

Und der Herr Rechtsanwält hat nicht 'mal selbst geschrieben. Nur der junge Bureauensch schrieb zehn Zeilen und dafür zwanzig Mark! Aber der Stempel. Nein, der ist extra aufgesetzt und jede Schreibgebühr ist extra berechnet; die Schreibgebühren machen das meiste aus. Es ist unglaublich, was so ein Rechtsanwält an Schreibgebühren zu verlangen hat. Jeder Brief, der mir geschrieben wurde, kostet zwanzig Pfennige. Wenn ich das erst verstände!

Na, es hilft nichts, darüber zu grübeln, bezahlt werden muß es ja doch! Ich glaube, so ein Rechtsanwält verdient sehr viel. Zum Beispiel muß es dem, mit welchem ich zu thun hatte, gut gehen. Eine ganze Etage hat er, draußen in der Potsdamerstraße. Ich hab einmal hineingesehen in seine Wohnung, die Thür stand offen, als ich vom Bureau kam: elegante Möbel, weiche Teppiche, kostbare Portieren überall. Gleich sechs Zimmer sah man in einer Flucht; und in dem ersten deckten sie die Tafel — Champagnerkühler stellten sie darauf, wundervolle silberne Champagnerkühler. —

Nein, es ist wirklich zum verzweifeln, der Schreiber über mir hustet immer noch. —

Theater.

Berliner Theater. „Medea“. (Varescu a. G.) — Das Gastspiel liegt an sich innerhalb des Rahmens der Bühne, auf der es stattfand. Die litterarische Führung geht vom Deutschen Theater immer mehr auf das Berliner Theater über. Brahm beschäftigt sich mit Hirschfeld, Dreher und vielen gleichwertigen Dramatikern, läßt aber die großen Dramen Björnsons aufgeführt. Das Deutsche Theater wird nachgerade eine Specialität und zwar eine kleinliche, peinliche und lästige Specialität. In dieser Situation that Lindau was einzig und allein zu thun möglich war; er öffnete seine Bühne den großen Dramen, die Herr Brahm verschmähte. So ist es gekommen, daß das Berliner Theater einem als die berufene Stätte für große kräftige Kunst erscheint, während das Deutsche Theater sich mit den ohnmächtigen Arbeiten einer leidigen Klein Kunst abladen muß. Da nun Grillparzer wenigstens im Geiste großer Kunst schafft, lag ein Grillparzer-Gastspiel durchaus innerhalb des Programms der Bühne. Nur schade, daß die fremde Schauspielerin, die uns die „Medea“ vorspielen sollte, so wenig zu beglücken vermochte.

Die Varescu repräsentiert eine schauspielerische Unnatur, die glücklicherweise im Aussterben begriffen ist. Die Zeit ist ihr aus den Händen geglitten, und so mag ihr Schicksal kein beneidenswertes sein. Das kann und darf aber die Kritik nicht hindern, mit aller Entschiedenheit gegen die ästhetischen Greuel ihrer Unnatur zu protestieren. Hätte mein Pflichtgefühl mich nicht gehindert, ich wäre bereits nach dem ersten Akt gegangen. Bereits nach dem ersten Akt des Vorhangs war es klar, daß die Schauspielerin dort oben über keinen natürlichen Ton verfügte. Das Ruhige und Bewegte, das Wesentliche und Unwesentliche — alles wurde mit derselben äußerlichen Deklamation vorgebracht. Ton und Geste paßten unter Umständen zu der Stimmung des Dichters wie die Faust aufs Auge, im Grunde wurde immer dasselbe agiert, und so entstand eine Monotonie, die nur sehr abgehärtete Naturen zu ertragen vermochten. Abgesehen von einigen Momenten, in denen das prächtige Organ zu seinem Recht kam, in denen

meinetwegen (obgleich ich es bezweifle) auch etwas von Kraft fiedte, sahen wir nichts als leeren, bombastischen, langweiligen Kram. Kein Versuch, dem wechselnden Stimmungen des Dichters nachzugehen und so ein farbenreiches Bild zu schaffen, kein Versuch, das menschlich Einfache von dem Pathetischen zu trennen, kein Versuch, die Sprache zu verinnerlichen, durchgehends immer dasselbe: bumm, bumm, bumm! Der Geist der alten Heroen ging un.

Neben dieser Rede war Herr Siebert als Jason ein verständiger, natürlicher Schauspieler. Herr Courard war als König merkwürdig blaß und auch Herr Tauber hätte seine im übrigen wirkungsvoll gesprochene Rede wohl etwas feiner abtönen können. Fel. Soffer war so mädchenhaft, wie sie ihrer Rolle nach sein mußte. — E. S.

Psychologisches.

k. Ueber die Dauer der Alkoholvirkung hat Ernst Nädin umfangreiche Studien angestellt, deren Ergebnisse er in den „Psychologischen Arbeiten“ ausführlich mitteilt. Es handelte sich um die Frage, wie lange sich die Wirkung einer einmaligen Alkoholgabe in einer Beeinflussung einfacher psychischer Vorgänge nachweisen läßt. Schon Flixer hat Versuche über die Nachwirkung eines leichten Morgen- oder Abendrausches auf Lernen und Addieren, Associationen und Wahlreaktionen mitgeteilt; er kam hierbei zu dem Schlusse, daß selbst ein leichter Rausch die Leistungsfähigkeit für alle Thätigkeiten, die er untersuchte, auf viele Stunden hinaus in ungünstigen Sinne beeinflusst. Ein tüchtiger Abendschoppen macht sich noch am Abend des folgenden Tages bemerkbar, ebenso ein Frühchoppen, der also noch länger nachwirkt. Entgegen der allgemein verbreiteten Anschauung haben seine Versuche gezeigt, daß ein Rausch in einer einzigen Nacht nicht einfach ausgeklasten werden kann. Nädins Versuche nun wurden an vier Personen auf 8, bei einer auf 11 Tage durchgeführt, und zwar wurde morgens, nachmittags und abends je 1 Stunde und 10 Minuten gearbeitet. Die Alkoholgabe bestand in 1/2 Liter griechischen Weines (Achaja) von 18—20 Proz. Alkoholgehalt; sie entsprach also einer Menge von 90—100 Gramm absolutem Alkohol oder etwa 2—2 1/2 Liter Bier. Die Lebensweise der Versuchspersonen war im übrigen sehr gleichmäßig geregelt; Kaffee, Thee und Tabak wurden in der ganzen Zeit vollständig vermieden, und auch von anstrengenden körperlichen Übungen wurde abgesehen. Alle vier hatten sich seit mehreren Jahren vollständig des Alkoholgenußes enthalten. Die Wirkung der Alkoholgabe von 90—100 Gramm zeigte, so faßt Nädin das Ergebnis der Versuche zusammen, auf die verschiedenen Personen große Verschiedenheiten hinsichtlich ihrer Richtung, Stärke und Dauer. Sie bestand im allgemeinen in einer Verlangsamung des Addierens, Erschwerung des Lernens, Verkürzung der Wahlzeiten mit Vermehrung der Fehlreaktionen, endlich in einer Zunahme der vorzugsweise auf Sprachvorstellungen beruhenden Associationen. Die Dauer der Alkoholvirkung betrug meist 12—24 Stunden, einigemal aufscheinend bis zu 48 Stunden. Die Empfindlichkeit gegen den Alkohol ist nicht allein von der Gewöhnung an das Gift abhängig, sondern kann auch nach sehr langer Enthaltensamkeit gering sein. —

Aus dem Pflanzenleben.

t. Mauerblümchen. Der Kampf der Pflanzenwelt gegen das starre Gestein ist einer der verborgensten Naturvorgänge, von dem das Auge des Menschen gewöhnlich erst dann etwas wahrnimmt, wenn der Sieg bereits entschieden ist. Aber gerade in diesem Kampf zwischen Lebendem und Totem offenbart sich die Macht der lebendigen Natur dem Beobachter in ganz besonders großartiger Form. Bei dauernder Verührung mit der Luft überzieht sich ein natürlicher oder künstlicher Stein zunächst mit kleinen Schuppen, weißen, schwarzen oder gelben, wie mit einer Patina. Es sind Flechten, deren Samen als gelber Staub auf der kleinsten Unebenheit und in der winzigsten Spalte sich sammelt und auch ihren Boden zum Wachstum finden, „diese ersten mitleidigen Gaben der Erde, die mit ihrem sanften Polster die Rauhheit der eintönigen Felsen verschleiern“, wie Auskin sie genannt hat. Wenn diese Moose ihr Dasein geendet haben, so haben sie eine höhere Aufgabe erfüllt, denn ihre aufgehäuften Leichen bilden nun den Boden, auf dem auch etwas größere Gewächse eine Möglichkeit des Fortkommens finden, zunächst vor allem die Gräser mit ihren zarten Wurzeln. Solche Mauerpflanzen lassen sich überall beobachten, auch mitten in den Großstädten, aber was wollen sie bedeuten gegen die wunderbare Pracht, die zuweilen in den Hochgebirgen an steilen Felswänden von der Pflanzenwelt im Kampf gegen das Gestein geschaffen worden ist. Besonders findet man solche Stellen an den Stützmauern, die zur Befestigung der Wände an tiefeingeschnittenen Wegen im Gebirge dienen. Am Ufer des blauen Genfer Sees, am Fuß der Weinberge von Lavaux, giebt es zahlreiche solcher Mauern, die unter dem Grün und einem wahren Blütenmeer von Pflanzen geradezu verschwinden. Wenn man an diesem Platz auf der Eisenbahn vorüberreißt, kann man regelmäßig von den erstarrten Reisenden die Frage hören, wie man darauf verfallen sei, hier eine solche Blütenpracht anzupflanzen, und der Kundige kann es ihnen kaum begreiflich machen, daß überhaupt niemand dort etwas gepflanzt, sondern daß allein die Natur den vom Menschen nach hingefüllten Zweckmäßigkeitsbau mit einem solchen überreichen Teppich bekleidet habe. Diese Stützmauern,

die fast dauernd feucht sind, bieten für die „Felsbrecher“ unter den Pflanzen die besten Angriffspunkte. Vom Mai bis zum September entwickeln sie sich dort zu einem köstlichen Bilde, in dem sich eine ganze Scala von Farben vom reinsten Weiß bis zum tiefsten Purpur, vom Dunkelblau, bis zum Hellgelb zu einer wundervollen Harmonie vereinigt. Das Ganze ist in reizendem Durcheinander auf die Krönung der Mauer hingeworfen, quillt aus ihren feinsten Spalten, fällt in Festsins und Quirlenden herab und befestigt sich an alle Unebenheiten der Steine. Hier ist die rosafarbene Saponaria (Seifenkraut), die mit ihren dicken Büscheln an vielen Stellen den Grundton der Mauerflora abgiebt. Daneben blühen die gelben Blüten des aus einem nahen Garten ent schlüpften Goldlöbchens (Alissum) auf, dann das bläuliche Karmin des Alpen-Grinus, einer Gebirgspflanze, die von den Hochgipfeln herabgeklettert ist, um sich an der milden Sonne des Genfer Sees zu erfreuen. Ueberall dazwischen hat die Veronica ihre lilablauen Blüten ausgebreitet. Da ist auch der Goldlack, eine der ältesten Schmuckpflanzen, die schon vor Jahrhunderten auf den Terrassen der alten Schlösser und Felsenburgen gepflanzt wurde, dann das Löwenmaul mit dem warmen Karminrot, dem dunkleren Zimober oder gelblichen Orange seiner Blütenmähnen. Den Firt der Mauer hält die blaue Iris (Iris germanica), sie wurzelt auch auf den Mändern der Terrassen und den Steinvorsprüngen. Es ist kaum möglich, den ganzen Reichtum, der hier aus den Steinen sproßt, zu zergliedern, zu nennen und zu zählen. Er wäre auch in seiner Entstehung gar nicht zu begreifen, wenn nicht der Stein, der einmal in gewissem Grade für den Pflanzenwuchs vorbereitet ist, für diesen mancherlei Vorzüge besäße. Der Fels verhält sich wie ein Schwamm. Er saugt das sickerfließige Wasser in seine Spalten ein und giebt es unter der Wirkung der Sonnenstrahlen in Dampfform an die Pflanzen ab, deren Wurzeln dadurch in eine treibhausähnliche Temperatur versetzt werden. Deshalb finden sich unter den Mauerblümchen viele schöne und zarte Pflanzen, die an anderer Stelle leicht von den Sonnenstrahlen verbrannt werden. —

Humoristisches.

— Falsche Auffassung. „Mein Mann ist so gut und lieb mit mir, er verwöhnt mich so sehr, daß er nicht erlaubt, daß ich das geringste in Hause thue; ja selbst seine Leibspeisen darf ich ihm nicht mal kochen!“ —

— Immer beim Fach. Philologe (zur Gattin, die ihm soeben Zwillinge geschenkt): „Aber Laura, dieser — Pleonasmus!“ —

Notizen.

— „Westermanns Monatshefte“ werden kunstighin auch Iyrische und epische Dichtungen bringen. —

— Grete Meher, bisher am Schiller-Theater, ist für das Lessing-Theater engagiert worden; sie wird bei der Premiere von Halbes „Haus Rosenhagen“ die weibliche Hauptrolle spielen. —

— Paul Lindaus neues Schauspiel „Nacht und Morgen“ geht Mitte Oktober am Berliner Theater zum erstenmal in Scene. —

— „Die größte Sünde“ von Otto Ernst und „Die Kollegin“ von Hermann Katsch sind vom Lessing-Theater zur Aufführung erworben worden. —

— Theodor Herzls Schauspiel „Grete!“ hatte bei der Erstaufführung im Deutschen Schauspielhause zu Hamburg seinen Erfolg. —

— Alfred Jannaras Operette „Die Debutantin“ gelangt am Freitag im Theater des Westens zur Erstaufführung. —

— „Frühlingsfeier“, eine Komposition von Anton Urspruch wird in diesem Winter vom Philharmonischen Chor (Direktion: Siegfried Ochs) aufgeführt werden. —

— Die Singakademie führt in diesem Winter in ihren drei Abonnementskonzerten „Die Seligkeiten“ von Cesar Frank, von Rubinstein „Zum zu Vabel“, von Händel „Aeis und Galathea“ und von Albert Beder „Die Messe“ in B-moll auf. Außer den Abonnementskonzerten kommen noch am Totenfest Wachs „Trauer-Ode“ und Brahms „Deutsches Requiem“, zu Weihnachten Wachs „Weihnachtsoratorium“, am Karfreitag Wachs „Matthäuspassion“ und im April Haydn „Jahreszeiten“ zur Aufführung. —

— Zahnpflege bei Schulkindern. Die Darmstädter Bürgermeisterei hat, wie die „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege“ berichtet, auf Veranlassung der Schulärzte folgenden Hinweis jedem Kinde mit nach Hause gegeben: Ein die Eltern der Schüler! 1. Die Eltern werden eindringlichst gemahnt, bei ihren Kindern auf eine sorgfältige und regelmäßige tägliche Zahnpflege zu achten. 2. Schlechte und fehlende Zähne sind häufig die Ursache von schweren Magen- und Verdauungsstörungen. 3. Täglich, am besten morgens und abends, sollen die Kinder mit Zahnbürste und etwas Wasser die Zähne putzen. Jedes Kind muß seine eigene Bürste haben. 4. Kranke Zähne sind möglichst beim Beginn der Erkrankung von einem Zahnarzt behandeln zu lassen, da nur bei frühzeitiger Behandlung Aussicht vorhanden ist, den kranken Zahn zu erhalten. —